

Der Ring.

Kriminal-Roman von D. Elster.

(4. Fortsetzung.)

Der Fabrikbesitzer, ein Kommerzienrat, hatte sich oberhalb Friedrichshagen in romantischer Umgebung eine prächtige, schloßartige Villa erbaut, in der er jedoch mit seiner Familie nur einige Sommermonate zubrachte. Im Winter lebte die Familie in Dresden oder Berlin, wenn sie nicht an die Riviera reiste.

Alle diese Verhältnisse hatte der kundige Herr Neugebauer schon am ersten Abend seines Aufenthalts mit dem gesprächigen Wirth des Gasthauses zum „Kaiser Franz Joseph“ herausgefunden. Jetzt sah Herr Neugebauer, gemüthlich eine Zigarre rauchend, auf der weintraumigen Branda des Gasthauses und blickte auf die Dorfstraße hinaus, welche von den aus der Fabrik heimkehrenden Frauen und Mädchen belebt war.

Plaudernd und lachend, stumm und schweigend, je nachdem es ihnen zu Muthe war, lehrten die Arbeiterinnen heim. Man sah unter ihnen manche abgearbeitete Gestalt, manches abgehäutete, kränklige Gesicht. Schon Stunden des Tages in der heißen Luft der Spinnfabrik arbeiten, die von dem Staub der Baumwollen-Ballen, von dem Dunst des Oels und der Farben erfüllt war, untertaucht die Dauer selbst die Gesundheit dieser derben Gebirgsarbeiterinnen, wenn nicht ab und zu eine längere Arbeitspause eintrat, in der sich die Arbeiterinnen in der frischen Bergluft wieder erholen und stärken konnten.

Herr Neugebauers Augen blieben auf einem alten, in einen leichten Touristenmantel gekleideten Herrn haften, welcher langsam die Dorfstraße entlang ging. Er wurde von den Arbeiterinnen aufmerksam beobachtet; bei einigen der arbeitsmüden Gesichter und am kränklichsten Aussehen blies er ihnen und unterhielt sich mit ihnen. Neben ihm wackelte auf kräftigen Beinen ein etwa dreißigjähriges Mädchen in einfachem, sauberem Kleide. Das Kind hielt sich an dem Rockschößel des alten Herrn fest, der sich öfter freundlich zu ihm niederbeugte.

„Wer ist der alte Herr dort in dem grauen Anzuge und dem breiten Strohhut?“ fragte Neugebauer den Wirth, der ihm soeben ein frisches Glas schäumendes Pilsener Bieres brachte.

„Ah, der da! Na, das ist unser alter lieber Amtsgerichtsrath Wernicke! Er wohnt nun schon fast drei Monate hier und freut sich sehr auf die Anwesenheit der armen Bevölkerung.“

„Woher er nicht bei Ihnen?“
„Nein, das ist auch so eine Marotte von ihm. Er hat sich in dem kleinen Häuschen, das Sie dort unten am Walde sehen, einquartiert. Sonst war es nur eine armeneliche Hütte und diente als Armenhaus. Aber wir haben keine Ortsherrn mehr, außer der alten stiefmütterlichen Witwe des Tobenaner'schen Knocke. Der hat man vor einigen Jahren das Haus übergeben. Seit sie dann eine junge Frau aufgenommen, welche vor drei Jahren hier zumvorkam, ist das Häuschen und das Gärtchen in guten Stand gekommen. Jetzt sieht es ordentlich schicklich aus, nachdem der Amtsgerichtsrath in jedem Jahr einige Sommermonate brin wohnt. Er hat das Häuschen anfreiben und ausbessern lassen. Das ist auch so eine Marotte von ihm.“

Herr Neugebauer lächelte befriedigt. Er hatte seinen Mann entdeckt und konnte den Nichten und Neffen gleich mit einer neuen „Dummheit“ ihres lieben Onkels aufwarten.

In diesem Augenblicke jauchte das Kind neben dem alten Herrn laut auf und lief einer allein die Gasse heraufkommenden Frau entgegen, welche beim Anblick des Kindes niederkniete und das Kind mit den Armen auffing und ärtlich küßte. Dann erhob sie sich, rich dem Knaben die blonden Locken aus der Stirn, hob ihn auf den Arm, gab dem alten Herrn, der inzwischen herangekommen war, die freie Hand, und beide schritten dann Seite an Seite dem kleinen Hause am Waldebestande zu.

Mit lebhaftem Erstaunen hatte Kaspar Neugebauer dieser Szene ausgesehen. Er mittelte die sensationellen Dummheiten des lieben Onkels. Die Frau, welche da mit ihm ging, war verhältnismäßig noch jung. So um die Dreißiger herum, eine stattliche Erscheinung mit einem klaren, ernstem Gesicht, das von blonden Haaren einrahmt wurde. Die starken dunklen Augenbrauen gaben dem Gesicht einen finsternen Ausdruck, der jedoch durch das sanfte Lächeln des schön gezeichneten Mundes gemildert wurde. Ihre Kleidung, ein einfaches dunkelblaues Kostüm, eine braune Schürze, um das Haupt ein schmales Tuch gefaltet, war von toller Eleganz. „Wer ist denn das?“ wandte sich Neugebauer an den Wirth.

„Na, wer das möchte,“ entgegnete

dieser lachend. „Frau Marie Brandt nennt sie sich. 's ist 'ne merkwürdige Geschichte mit ihr. Der Amtsgerichtsrath hat sie hierher gebracht, trant und elend hat er sie am Wege gefunden. Niemand wollte sie aufnehmen, da brachte er sie im Armenhause unter und begabte für sie. Die alte Knoche, die Lobtenaräbersche, sorgte für sie. Seitdem sieht sie sich out, denn der Amtsgerichtsrath kommt jeden Sommer und lebt mehrere Monate bei den Frauen. Das ist nun wohl drei Jahre her. Einige munter, die Frau Brandt sei die Geliebte des Amtsgerichtsraths und der Vater des Kindes, das im Armenhause geboren wurde. Aber ich bitte Sie — der Amtsgerichtsrath ist seit ein Jahr alt — und die Frau kam als Bettlerin hier an. Na, glaube, sie stammt aus Galizien oder Ungarn, sie spricht wenigstens Polnisch. Wir hätten sie hier auch nicht gebudet, wenn der Amtsgerichtsrath nicht für sie gesorgt und Alles in Ordnung gebracht hätte. Uebrigens ist sie 'ne fleißige, saubere Frau, arbeitet in der Fabrik und nimmt dort schon die Stellung einer Aufseherin ein, Umoaga hat sie jedoch mit Niemandem im Dorfe.“

„Eine merkwürdige Geschichte, Herr Wirth!“
„Na, gewiß. Aber da die Frau niemandem zur Last fällt, so kümmert man sich auch nicht um ihre Angelegenheiten. Ich höre vom Gemeindevorsteher, daß der Amtsgerichtsrath sogar eine Summe Geld für sie und das Kind deponirt hat, damit sie nicht mal der Gemeinde zur Last fallen.“

„Oh, hm, sonderbar — höchst sonderbar. Wer hätte das von dem alten Herrn erwartet? Spielt hier ganz im Geheimen ein Roman! Na, warie, Alterchen, Dir wollen wir schon auf die Spur kommen.“

Dieses Selbstgespräch hielt Herr Neugebauer. Nachdem der Wirth ihn verlassen hatte, erhob er sich, zündete eine neue Zigarre an und schlenderte die Dorfstraße herunter.

Es war ein herrlicher milder Sommerabend. Die Sonne war schon hinter der gewaltigen Masse der Schneetoppe versunken und leichte Dämmerung erfüllte das Thal. Von den Wiesen stieg ein feiner Nebel auf, während der Wald sich schon in die Schatten der Nacht hüllte. Von den Bergabhängen klangen die Juchzer der Hüttenkinder, welche die Röhre heimwärts trafen und mischten sich mit dem Geläut der Abendglocken.

Neugebauer schlug einen Wiesenpfad ein, der nach dem Häuschen am Waldestand zu führen schien. In der That führte der Pfad kaum anzugs Schritt an dem Hause vorbei, jedoch Neugebauer den Garten übersehen und einen Blick in die geöffnete Hausthür werfen konnte.

Ein Bild des behaglichsten ländlichen Friedens bot sich ihm dar. Der kleine Garten war sehr sauber gehalten. Die Rabatten, welche den Weg bis zur Hausthür begrenzen, mit allerhand einfachen Blumen besetzt. Nelken, Ledvonen, Rittersporn und dergleichen mehr. Rechts und links dieser Rabatten standen Kartoffeln, Kohl, Erbsen und anderes Gemüse.

Das Häuschen, ein Blockhaus, wie es hier im Gebirge Sitte, war sauber weiß getüncht, die kleinen Fenster frisch geputzt und mit weißen Gardinen versehen, das weit überhängende Schindeldach war zum Theil neu gedeckt; Wein und wilde Rosen kletterten an ihm empor.

Alles machte einen netten freundlichen lauberen Eindruck, auch das kleine Stallgebäude, aus dessen geöffneter Thür das behagliche Brummen einer Kuh herbrandete, während eine Hege weidend von dem Gras naschte, das hier in üppiger Fülle wuchs, und einige Hühner sich eben anschickten, die Siene zu ihrem Stall hinauszufuttern.

Auch der Zaun, welcher das kleine Gehöft umschloß, war frisch mit weißer Farbe gestrichen.

Auf der Bank neben der Hausthür sah der alte Herr und beobachtete mit freudlichem Lächeln den Knaben, der mit einem kleinen zottigen Hund spielte. Aufweilen rief er dem Knaben ein scherzendes Wort zu, das dieser mit kindlichem Quatsch erwiderte.

Neben dem alten Herrn sah die junge Frau, ernst und still, kaum daß das Spiel ihres Sohnes ihr ein flüchtiges Lächeln entlockte. Ihre großen dunklen Augen schienen stumm in die Ferne gerichtet zu sein. Ihr Haupt mit den schwarzen blonden Flechten lehnte an der Wand des Hauses, ihre langen, schmalen, harten Hände ruhten, tramschaft ineinander gefaltet, auf dem Schoße.

Gut und schritt langsam weiter. Er bemerkte noch, als er sich einmal umwandte, daß eine alte, einfach gekleidete Frau aus dem Hause trat und mit dem alten Herrn redete. Dann begaben sich alle, der alte Herr, die junge Frau und das Kind in das Haus, dessen Thür geschlossen wurde. Ein Licht flammte in dem einen Fenster auf, man schien sich zum Abendessen niederzusetzen.

Der Detektiv wartete eine zeitlang, aber es rührte sich nichts mehr im Hause oder im Garten. Er ging daher den Weg wieder zurück, trat vorsichtig an den Zaun und versuchte in die Fenster zu sehen. Aber die Vorhänge waren heruntergelassen; er konnte nichts sehen und hören, mithin schlug er den Heimweg nach dem Dorfe ein mit dem Vorbehalt, morgen die Bekanntschaft des Amtsgerichtsraths machen zu wollen.

8. Kapitel.

„Gestatten, daß ich mich vorstelle. . .“
Herr Neugebauer vom Amtsgericht 2, Berlin . . .

Mit diesen höflichen Worten nahm Neugebauer am folgenden Tage neben dem Amtsgerichtsrath an der einfachen Mittagstafel des Gasthauses zum „Kaiser Franz Joseph“ Platz. Der alte Herr verbeugte sich ziemlich steif und nannte seinen Namen. Er schien nicht die geringste Lust zu verspüren, mit dem jungen Kollegen anzuknüpfen, aber Herr Neugebauer versäzte, wenn er es für nöthig hielt, über eine geschmeidige Lebenswürdigkeit und zarte Rücksicht nahm, denen so leicht selbst der unzugänglichste Charakter nicht widerstand. Und der Amtsgerichtsrath war durchaus nicht unzugänglich, wenn man ihn nur von der richtigen Seite zu nehmen wußte. Freilich mit gesellschaftlichem Klatsch, Theater und Literatur, die er mit dem Sammelnamen „Schund“ zu bezeichnen pflegte, durfte man ihm nicht kommen. Auch die Tagespolitik war ihm verhaßt und die Parlamente der verschiedenen Staaten belegte er mit einem sehr kräftigen Wort, das seiner Abneigung gegen diese „Vorthelle der öffentlichen Meinung“ einen sehr drastischen Ausdruck verlieh. Wenn man ihn aber auf Sozialpolitik, Armenpflege und Unterstützung der Arbeitenden brachte, dann biß er auf diesen Köber tadel an und war bald Feuer und Flamme. Freilich auch in seiner unregelmäßigen, welche unferne parlamentarischen und gesellschaftlichen Sozialpolitikern ein verächtliches Lächeln abgemommen und die offiziellen Armenpfleger und Veranstanter von Wohlthätigkeitsthaten mit Entrüstung erfüllte haben würden.

Neugebauer hatte diese schwache Seite des alten Herrn bald herausgefunden. Seine Bemerkung, daß er dieses einfache Gehirnschloß aufgeschloß habe, um die Verhältnisse der armen Gebirgsbewohner zu studiren, erregte zuerst die Aufmerksamkeit des alten Herrn. Mißtrauisch sah er den jungen Kollegen von der Seite an. „Sie haben wohl einen beherrschenden Auftrag?“ fragte er in dem Tone eines Untersuchungsrichters.

Neugebauer lachte. „Nein, verehrter Herr Amtsgerichtsrath, ich reise auf eigene Kosten und will die Studien zu einem sozialpolitischen Werk verwenden.“

„Natürlich!“ Inurte der alte Herr, „Sozialpolitik ist ja heute Trumf. Das Elend der armen Leute wird bei feiner feinerlich registriert, katalogisirt, dokumentirt und mit statistischen Zahlen klipp und klar bemessen. Aber an Abhilfe denkt Niemand oder es werden die unsinnigsten Vorschläge gemacht.“

„Aber erlauben Sie, Herr Amtsgerichtsrath, die Sozialpolitik des letzten Dezenniums . . .“

„Bleiben Sie mir gefälligst mit dieser offiziellen Sozialpolitik vom Leib, wenn Sie mir nicht den Appetit an diesem wirklich vorzüglichem Hofenbraten verderben wollen. Diese Sozialpolitik ist nur dazu da, um das Elend der armen Leute amtlich zu registriren und sie wieder in eine Art Leibeigenschaft zu bringen. Von oben her läßt sich das Elend nicht wabretreten; von unten auf muß man anfangen. Zur Natur muß man die Menschen wieder zurückführen und sie nicht in die Miltionsbüchse stoßen. Die Natur ist oroh genug, um alle Armen und Elenden in ihren mitterlichen Schoß aufzunehmen und ihnen Nahrung, Kleidung und Obdach zu geben.“

Und nun entwickelte der gute alte Herr ein System der Sozialpolitik, dem Neugebauer mit heimlichem, spöttischen Lächeln zuhörte. Jeder Mensch sollte seine Heimstätte in Gottes freier Natur finden, die ihm und seiner Familie den einfachen Unterhalt gewäherte — das war so der Hauptgrundsatz dieser eigenartigen Sozialpolitik, die sich aus Naturschwärmerei, warmherziger Menschenliebe und theoretisch richtigen, aber praktisch unausführbaren Grundbegriffen zusammensetzte.

„Ich bin erstaunt, Herr Amtsgerichtsrath, entzogene Neugebauer schmeichelnd, über Ihre ganz eigenartigen Anschauungen, und ich glaube, daß ich mein sozialpolitisches Werk nach ihnen umgestalten muß.“

„Thun Sie das, junger Mann! Ich selbst habe keine Lust und keine Zeit, mich mit solchen Schreibern abzugeben, ich kann meine Zeit besser anwenden. Aber wenn Sie meine Ideen weiteren Kreisen zugänglich machen wollen, so habe ich nichts dagegen.“

„Mit großer Freude werde ich das thun. Dazu gehört aber, daß Sie mir tiefer in die Welt Ihrer Ideen einführen, ein oberflächliches Tisch-

gespräch dürfte doch kaum genügen.“
„Da haben Sie recht. So einfach ist die Sache nicht. Nun, besuchen Sie mich einmal in meinem einfachen Sommerquartier da draußen am Walde, dann können wir weiter über diese Angelegenheit sprechen.“

So war denn das Eis gebrochen und Neugebauer ergriff mit Freuden die Gelegenheit, die nähere Bekanntschaft des alten Herrn zu machen, um in dessen Geheimnisse einzudringen.

An jedem Nachmittage wanderte er nach dem kleinen Hause hinaus und sah stundenlang mit dem alten Herrn auf der Bank neben der Hausthür oder in der kleinen lauberen Stube, um dessen sozialpolitische und sozialrealistische Erörterungen anzuhören und sich gelegentlich Notizen zu machen. Der Amtsgerichtsrath würde aber sehr erstaunt Auaen gemacht haben, wenn er diese Notizen gesehen hätte — denn sie handelten durchaus nicht von sozialpolitischen Dingen, sondern gaben die Beobachtungen wieder, welche Neugebauer während seines Aufenthalts in dem kleinen Hause anstellte.

Da waren die genauen Personalbeschreibungen der alten Frau Knoche, der Frau Marie Brandt und deren Söhne Richard! Da war die Beschreibung des Häuschens, der Stuben, des Gärtchens! Kurz, es schien, als ob Herr Neugebauer Notizen für die Schilderungen eines im Gebirge spielenden Romans sammelte.

Aber das Wichtigste fehlte ihm noch: die Lebensgeschichte der Frau Brandt.

Diese selbst war von einer fast verlegenden Schweißamkeit gegen Neugebauer, während dessen Anwesenheit sie sich stets entfernte, irgend eine häusliche Arbeit vorkühnend. Die alte Frau Knoche war ebenso stodtaub, daß eine intimere Unterhaltung mit ihr überhaupt nicht möglich war.

Daß der Amtsgerichtsrath nicht erst hier in dem kleinen Dorfe die Bekanntschaft der Frau Brandt gemacht hatte, schien Neugebauer durchaus sicher. Frau Brandt muß aber auch durch feste Bande mit dem Rath verknüpft sein, denn sie war ihm gegenüber von einer Ergebenheit, welche fast an Unterwürfigkeit erinnerte. Außerdem sorgte sie für ihn, wie nur eine Tochter für ihren Vater oder eine Gattin für den Gatten sorgen konnte. Und an dem kleinen Richard hing der alte Herr mit närrischer Liebe, die, wie Neugebauer meinte, nur von einem verwardtschaftlichen Verhältnis herrühren konnte.

Frau Marie Brandt war Polin, das wußte Neugebauer; der Amtsgerichtsrath hatte vor seiner Pensionierung in Posen gekonnt, sprach vollkommen polnisch und unterhielt sich öfter mit Frau Marie in dieser Sprache. Neugebauer bedeuerte sehr, dieser Sprache nicht mächtig zu sein, er würde dann schon hinter das Geheimnis gekommen sein.

Aber seine Schlaueit half ihm über diese Schwierigkeit hinweg. Eines Tages brachte er die Sprache auf die Wittmen- und Waisenfürsorge. Da geriet der alte Herr in Feuer.

„Sehen Sie,“ rief er, „das ist auch ein Uebelstand unseres sozialen Lebens! Für die Wittmen und Waisen sollte besser gesorgt werden.“

„Ja — durch Versicherung . . .“
„Das — ich pfeife auf die Versicherung! Eine Heimstätte sollte man ihnen geben, ein eigenes Heim, in dem sie von ihrer Arbeit leblich und frei von allen Verpflichtungen leben können. Ich will Ihnen ein Beispiel aus meinem Leben erzählen. Wandere ich da vor einigen Jahren durch das Gebirge und finde am Wege zusammengefunten ein elendes, armseliges Weib, das seiner Niederkunft entgegensteht. Vor Hunger und Erschöpfung kann sie das nächste Dorf nicht mehr erreichen; die Noth hat sie zum Betteln gezwungen, da sie ihres Zustandes wegen nicht arbeiten kann. Von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf hat man sie eagt, da die hochwohlweisen Städte- und Dorfväter ihren Gemeinden die Last der Unterhaltung des Weibes und des zu erwartenden Kindes nicht aufbürden wollen. Eine Heimath, wohnin das Weib abgehoben werde könnte, befißt es nicht. Unsere hochwohlweife Gesezgebung hat ja das Heimathrecht abgesehafft, auf Unterstützung hat man nur Anspruch, wenn man sich drei Jahre an ein und demselben Orte aufgehalten hat. Wobin also mit dem Weibe? Auf die Landstraße — in das Elend — in das körperliche und sittliche Verderben! Da haben Sie ein Bild unserer sozialen Zustände!“

„Und was wurde aus der Frau?“ fragte Neugebauer gefesselt.

„Die Menschenpflicht gebot mir, mich ihrer anzunehmen.“ Inurte der Amtsgerichtsrath. „Jetzt ist sie eine fleißige Fabrikarbeiterin, bewohnt ein kleines Haus, ernährt sich und ihren Knaben, der zu einem ordentlichen Menschen heranwächst.“

„Verzeihen Sie, Herr Amtsgerichtsrath, Sie haben da die Geschichte der Frau Marie Brandt erzählt!“

„Das hab' ich nicht gesagt.“

„Aber ich hab's errathen.“

„Nun ja, es ist die Geschichte der Frau Brandt.“

„Daher also ihre dankbare Ergebenheit Ihnen gegenüber.“

„Ich verlange keine Dankbarkeit. Ich habe ihr aus Men'tenpflicht zu einer anständigen Erziehung verholfen, jetzt ernährt sie sich selbst und ist mir keinen Dank schuldig. Ich bin im Gegentheil ihr dankbar, daß sie mir meinen Sommeraufenthalt hier so behaglich macht.“

„Aber Sie haben doch dieses Haus . . .“

„Lassen Sie uns nicht mehr davon sprechen, Herr Kollege. Es ist nicht der Mühe werth.“

„Vielleicht könnte man die Verwandten der Frau Brandt zu einer Beibehaltung bestimmen.“

„Sie besitzt keine Verwandten.“

„Der die Gemeinde, in der sie mit ihrem Manne zuletzt lebte . . .“

„Ich muß Sie bitten, auf diesen Gegenstand nicht wieder zurückzukommen,“ unterbrach ihn der alte Herr mit ernster Bestimmtheit.

Neugebauer war klug genug, nicht weiter in den Amtsgerichtsrath zu dringen. Aber er war auf eine Spur gefaßt und er war nicht der Mann, sich von dieser wieder abbringen zu lassen.

Am folgenden Morgen begab er sich auf das Standesamt des Dorfes und bat um Einsicht der Geburtsregister. Da fand er denn unter dem Datum des 12. Dezember 189. folgende Eintragung:

„In der Nacht zum 12. Dezember 189. wurde der Marie Brandt, Fabrikarbeiterin aus Posen, ein Sohn geboren, der Namen Richard Ferdinand Franz erhielt. Vater unbekannt. Der Knabe wurde am 15. Dezember getauft; Taufpaten waren der Amtsgerichtsrath a. D. Richard Wernicke aus Berlin, Frau Johanna Katharine Knoche, geb. Widmann, Wittwe des Tobtenaräbers der hiesigen Gemeinde, Heinrich Knoche, sowie die Sebeamme Frau Anna Marie Walters geb. Zimmermann.“

Bemerkung: Die Mutter Marie Brandt ist im Herbst dieses Jahres unbekannt tober zugezogen; doch hat sich der Amtsgerichtsrath a. D. Richard Wernicke für sie verbürgt.

Da hatte Herr Kaspar Neugebauer die des Räthels Lösung. Der Amtsgerichtsrath war ohne Zweifel der Vater des Knaben, sonst würde er nicht in solcher Weise für die Mutter gesorgt haben, nicht jedes Jahr hier in dem kleinen, weltverlorenen Winkel den Sommer verbringen und nicht eine solche närrische Liebe für den Knaben hegen.

Daß die Brandt in die Fabrik zur Arbeit ging, diente nur als Maske dieses Verhältnisses. Ohne ehelichen Erwerb würde die Frau nicht in der Gemeinde gebudet werden. Man war in dieser Beziehung hier auf dem Dorfe nicht so weiserzig, wie in Berlin. In Berlin aber durfte der Amtsgerichtsrath seine Geliebte nicht unterbringen, da seine Verwandten dieses Verhältnis halb entbedt und ihm das Leben sehr schwer gemacht haben würden. Eine solche „Dummheit“ verzeihen die Nichten und Neffen dem „lieben Onkel“ gewiß niemals.

Herr Kaspar Neugebauer rieb sich schmunzelnd die Hände. Er hatte da eine famose Entdeckung gemacht, die ihm ein hübsches Stück Geld einbringen würde. Er war nur noch nicht sicher, von welcher Seite er die Ernte einheimfen sollte.

Er überlegte.

Wenn er den Verwandten desRaths die Angelegenheit mittheilte, würde er nichts weiter, als das auszubehungene Honorar erhalten. Die Verwandten waren nicht reich und das Honorar war nicht sehr hoch, hatte er doch dieses Gehalt nur gelegentlich übernommen, um die Kosten seiner Erholungsreise zu deuten.

Wenn er dagegen dem Amtsgerichtsrath die Pistole auf die Brust setzte, dann könnte er außer dem Honorar, das er auf alle Fälle erhielt, noch ein schönes Stück Geld heraus schlagen. Einmal das Geheimniß den Verwandten preisgegeben, blieb ihm diesen gegenüber kein Prestionsmittel mehr. Seine Beobachtung war überflüssig geworden.

Bei dem Amtsgerichtsrath lag die Sache anders. Das Geheimniß bildete hier eine stets fliehende Geldquelle, und Herr Kaspar Neugebauer verstand es, eine solche Quelle ergiebig zu gestalten.

Nach nicht mit sich einig schritt er dem Gasthause zu, vor dem sich mehrere Leute um einen Wagen versammelt hatten, dessen Achse gebrochen war. Der Rufführer verhandelte mit dem Schmied des Dorfes, während der Herr, welcher mit dem Wagen gekommen war, in nachlässiger Haltung dabei stand und den langen Erörterungen des Schmieds zuhörte.

„Repariren Sie den Wagen nur,“ schmit der Herr schließlich diese Erörterungen ab. „Ich bezahle Sie. Ich werde solange hier im Wirthshaus bleiben.“

„Aber heute wird die Arbeit nicht fertig, gnädiger Herr.“
„So bleibe ich bis morgen . . .“
Mit diesen Worten ging der Herr auf das Gasthaus zu, von dem Wirth höflich begrüßt.

elegantem Touristenrod, Kniehosen und Wadenstümpfe, sowie einen hydrologischen Apparat mit Sensibar. Ein grünlicher Wettermantel hing über der Lehne eines Stuhles, an dem ein Bergrod und Rucksack lehnte.

Ferdinand machte den Eindruck eines Mannes der großen Welt, der sich in der Bekleidung eines Bergfegers gefaßt.

„Der richtige Salonhyroter,“ meinte Neugebauer heimlich mit spöttischem Lächeln.

Da Großer feinerlei Notiz von ihm nahm, räusperte er sich vernehmlich. Großer sah auf, blickte ihn eine Weile an und wandte sich wieder seiner Zeitung zu.

„Sie scheinen mich nicht mehr zu kennen, Herr Großer,“ sagte Neugebauer, an Ferdinand herantretend.

Dieser sah ihn gleichgültig an. „Wenn ich nicht irre,“ sagte er dann ruhig, „Herr Neugebauer . . .“

„Ja, das ist mein Name. Also entschinnen Sie sich meiner noch?“

„Wie sollte ich nicht? Erinnern Sie mich doch an die unangenehme Episode meines Lebens.“

„Sehr schmeidelhaft,“ lachte Neugebauer spöttisch. „Ich hoffe jedoch, Sie werden mir diese unangenehme Episode, an der ich völlig unschuldig bin, nicht nachtragen.“

„Weshalb sollte ich Ihnen nachtragen? Ich habe mich jedoch bemüht, diese häßliche Episode zu vergessen — also auch Sie.“

„Das scheint Ihnen jedoch nicht gelungen!“

Ferdinand erröthete leicht. „Ich denke, ich bin Ihnen darüber keine Redenshaft schuldig.“

„In der That — nein. Und ich bitte um Entschuldigung, daß ich Sie daran erinnern habe. Ich gebe Ihnen mein Wort, daß es nicht wieder vorkommen soll.“

„Dann müßten Sie sich schleunigst entfernen und mir nicht wieder vor die Augen kommen,“ entgegnete Ferdinand ruhig.

Neugebauer lachte ein wenig gezwungen auf.

„Höflicher sind Sie nicht geworden, Herr Großer. Aber ich hoffe, wir werden uns, solange wir hier beisammen sind, doch ganz gut verstehen. Sie werden hier wenig Bekannte finden und mit meiner Person zufrieden sein müssen.“

(Fortsetzung folgt.)

Uniformen für die Lehrer.

Aus Mecklenburg-Schwerin wird geschrieben: Alles muß hierzulande uniformirt werden! Das Neueste auf diesem Gebiete ist die Uniformierung der Lehrer. Man fängt dabei von „oben“ an; zunächst kommen die Direktoren der großherzoglichen Gymnasien und dann diejenigen Oberlehrer an die Reihe, denen der Titel Gymnasial-Professor „Aberhöchst“ verliehen ist. Sie bekommen eine wunderhübsche Galatracht, bestehend aus dunkelblauem Frack mit karminrothem Kragen und ebensolchen Aermel-Aufschlägen, die mit Goldstickerei verziert sind, sodah die Landfarben blau-gelb-roth sich widerspiegeln. Frack und weiße Weste haben goldene Knöpfe mit Krone und dem landesüblichen F(r)iedrich's F(r)anz). Zur Uniform gehört ferner noch eine weiße Hose mit breitem Goldstreifen, Krempis mit Kofarbe in den Landfarben und großer, goldener Raube und, nicht zu vergessen, ein Stiechdegen mit goldenem Griff! In dieser Tracht brauchen die Herren Lehrer von der Schul' bei feierlichen Gelegenheiten nicht mehr im höchsten bürgerlichen Rod neben den Herren vom Militär und denen von der Ritterschaft zurückzutreten, welche lehtere mit einer ähnlichen Tracht begnadet sind, nur daß sie einen feuerrothen Frack und als besonderes Abzeichen große goldene Epaulettes anlegen dürfen. Was werden nun aber die höheren Lehrer der städtischen Schulen im Lande fassen, denen der Landesherr die wunderschöne Tracht nicht vertheilen kann, mit der er demjenigen Theile der „Großherzoglichen Diener“ eine hohe Freude bereitet, die an Gymnasien die Jugend lehret. Denn als „Großherzoglicher Diener“ gelten nach medlenburgerischem Staatsrecht, sowie nach dem Landesarundgesetzlichen Erbvergleich von 1755 noch heutzutage alle Staatsfunktionäre, vom Minister, Professor und Gerichtspräsidenten bis hinab zum Feuerheizer und Schuldiener.

Wie wenig würden wir uns um die Fehler der anderen kümmern, gäb's dabei nicht so gute Gelegenheit, unsere eigenen Vorzüge zu rühmen.

Gumbert Thalen haben dich erhöhlt, und ein Wort kann dich kürzen.

Unter den Deutschen, die an der Automobilweltfahrt in New York theilnehmen wollen, befinden sich Warden, Campbell und Steene. Die O'Briens, McHaddens und McCarthys werden wahrscheinlich Frankreich vertreten.

Wenn der Haß sich lange frisch erhalten soll, muß er in der Lauge des Reibes gedörrt sein.

Genieß das Leben heute, die Fremden des geirigen Tages gehören der Vergangenheit an und die des morgigen Tages sind noch sehr ungewiß.

Wißt Du mit einem Fremde brechen, geh ohne böse Worte von ihm, — dies kumpelt Dich zum woblgezogenen Menschen.